# Erfurter
# Botanische und naturwissenschaftliche Blätter.

**No. 8.** Beilage zur Erfurter illustrierten Gartenzeitung. **1891.**

Erscheint am 20. eines jeden Monats.

Druck und Verlag von **J. Frohberger** in **Erfurt.**

Für den Buchhandel: **Hugo Voigt,** Buchhandlung für Gartenbau in **Leipzig.**

Die **„Botanischen und naturwissenschaftlichen Blätter"** bringen allerlei Interessantes aus dem Mineral-, Pflanzen- und Tierreiche; lehren vom Aufbau und Wesen der Pflanzen u. s. w., machen mit den für den Gartenbau nützlichen und schädlichen Tieren bekannt, bringen Biographien berühmter Naturforscher u. s. w.


## Zur Pflanzenbeschreibung.

(Fortsetzung).

### Der Blütenbau oder die Blume.

Die Blüte besteht aus mehreren Teilen, welche aber nicht immer alle zugleich vorhanden sind. Man unterscheidet wesentliche und unwesentliche Blütenteile. Zu den wesentlichen gehören 1. die Befruchtungs- oder Geschlechtsorgane (Staubgefässe), 2. der Blütenboden und Fruchtknoten, welch letzterer die Frucht und den Samen liefert.

Zu den unwesentlichen Teilen gehören 1. der Kelch, 2. die Blumenkrone, 3. die Honiggefässe.

Je nach Vorhandensein oder Fehlen dieser einzelnen Blütenteile, heisst nun die Blüte:

1. vollkommen, wenn alle wesentlichen und unwesentlichen Teile vorhanden sind, z. B. Hahnenfuss;
2. unvollständig, wenn ein Blütenkreis (Kelch oder Blumenkrone fehlt, z. B. Anemone;
3. zwitterig, wenn sowohl männliche als weibliche Geschlechtsteile in der Blüte vorhanden sind. Die meisten Blütenpflanzen sind zwitterig;
4. männlich, wenn sie nur Staubfäden (männliche Geschlechtsteile) enthält, wie z. B. Weide, Pappel;
5. weiblich, wenn nur Staubwege oder Griffel (weibliche Geschlechtsteile) vorhanden sind;
6. einhäusig heisst die Blüte, wenn männliche und weibliche Blüten auf einer Pflanze getrennt vorkommen;
7. zweihäusig, wenn die Geschlechter auf zwei Pflanzen getrennt vorkommen, wie z. B. beim Hanf;
8. einfach, wenn in einem Kelch nur eine Blüte ist;
9. zusammengesetzt, wenn viele Blüten in einen gemeinschaftlichen Kelch auf einem Fruchtboden stehen, z. B. Kamille, Löwenzahn.

### Der Kelch oder die Blütenhülle.

Unter dem Kelch oder der Blütenhülle ist der äusserste Blütenkreis zu verstehen, welcher die Krone und die Staubgefässe umschliesst oder umgiebt. Derselbe ist meistens noch grün oder blattartig. Er erscheint in mehreren Formen und unterscheidet man:

a. einen gemeinschaftlichen Kelch oder Blütenkelch, welcher viele auf einem gemeinschaftlichen Blütenboden befindlichen Blumen einschliesst. Derselbe kommt bei den sogenannten Korbblütlern vor und werden die einzelnen Blättchen gewöhnlich Schuppen genannt;

b. einen besonderen oder Kronenkelch, welcher nur eine Blume einschliesst. Den allgemeinen Blütenkelch nennt man noch:

1. dachziegelförmig, wenn die Blättchen oder Schuppen sich decken, wie z. B. bei der Kornblume;
2. sparrig, wenn die Spitzen der Kelchblättchen auswärts stehen, wie solches an der Sonnenblume zu sehen ist;
3. trocken, wenn sie von Natur aus dürr und rasselnd sind, z. B. *Centaurea Jacea,* und
4. vermehrt oder gekelcht, wenn die unterste Reihe der Blättchen eine besondere Hülle bildet, wie man solches an *Crepis* und *Leontodon* bemerken kann.

Der besondere oder Kronenkelch wird genannt:

1. einblätterig, besteht er nur aus einem einzigen Blatt, z. B. am Stechapfel zu beobachten;
2. mehrblätterig, besteht er aus mehreren Blättern. Man unterscheidet an dem mehrblätterigen Kech einen zwei-, drei-, vier- und fünfblätterigen. Das einzelne Blättchen heisst die Sepale.
3. geteilt, wenn Einschnitte vorhanden sind und diese bis auf den Grund gehen;
4. gezahnt, besitzt er nur kurze und schmale Einschnitte am Rand;
5. zweilippig, aus Ober- und Unterlippe bestehend, wie bei Salbei etc.;
6. kantig, wie bei der Taubnessel;
7. aufgeblasen, von blasenförmiger Gestalt, wie bei *Silena inflata*;
8. geschlossen, wenn bei dem mehrblätterigen Kelch die einzelnen Blättchen der Blumenröhre anliegen, und sich mit ihren Rändern fast berühren, z. B. beim Radies, Rettig etc.;
9. klaffend, sind die Blättchen oben auseinander stehend, z. B. beim Senf;
10. offen oder abstehend, weit auseinander stehend wie beim Boretsch;
11. bleibend, bleiben die Kelchblätter bis zur Fruchtreife stehen, z. B. das Bilsenkraut;
12. hinfällig, wenn vor der Blüte abfallend, z. B. am Mohn zu ersehen;
13. abfallend, wenn mit der Blüte abfallend, z. B. Ranunculus.

(Fortsetzung folgt).


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

## Die Pflanzenwanderung.

Was ist jetzt das wieder? So höre ich sagen. Es wird mancher Landwirt schon bei der Betrachtung der Bäume und Blumen gedacht haben, woher doch diese zu uns gekommen sein mögen, da man von letzteren so viele sorgsam vor Frost und Schnee bewahren muss, damit sie nicht zu Grunde gehen, das müssen wohl Kinder aus besserm Klima sein. Wir möchten also mit dieser Arbeit einiges Licht in dieses Dunkel bringen. Alle unsere Feldfrüchte, sowie die meisten Gartengewächse, gehörten grösstenteils wärmeren Erdstrichen an. Unsere Vorfahren schritten mit der Zeit in Kultur und Gesittung vorwärts; sie sorgten auch besser für ihren Geschmack und eigneten sich das Schmackhaftere, Bessere aus fremden Ländern an, um es in ihr eigenes Vaterland zu verpflanzen.

Am Euphrat, wo man sich das Paradies denkt, ist jetzt das Land noch ein grosser Blumengarten, wo viele bei uns mit Sorgfalt gezogene Blumen wild wachsen. Wann und durch wen sie zu uns kamen, kann nicht bestimmt werden. Italien soll in ältesten Zeiten wild und noch ärmer als jetzt gewesen sein; später wurde es besser, als sie ihre schönsten Gewächse aus Griechenland und Asien einführten. Italien erhielt so den Feigenbaum, den Weinstock, die Kastanie, den Maulbeerbaum, den Oelbaum, die Pomeranze und andere Nutz- und Zierpflanzen. Wärme und passendes Erdreich begünstigten das Fortkommen dieser Pflanzen und sie kamen auch nach Spanien, Frankreich, Deutschland, in die Schweiz. Wir verdanken sie Italien, Italien den Griechen, die Griechen dem Orient. Durch die Kreuzzüge kamen gar viele Gewächse nach den westlicher gelegenen Gegenden, nach Europa überhaupt, ebenso durch die Entdeckung Amerikas und Australiens. Das wichtigste und beste Nahrungsmittel, das Getreide, jetzt allgemein angebaut, hat ein fremdes Mutterland. Aus dem jetzt so kalten Sibirien und der Tartarei kamen Roggen und Weizen, aus dem östlichen Mittelasien Gerste und Hafer. Der Reis, sonst in Ostindien zu Hause, kam nach dem Orient und nach Italien. Amerika kennt ihn seit 1696 und führt ganze Schiffsladungen aus. Der tartarische Buchweizen erträgt rauhe und nasse Witterung, wirft einen grösseren Ertrag ab als das Heidekorn oder der Buchweizen, wäre eine ausgezeichnete Futterpflanze auch für uns und ist in Sibirien und in der Tartarei einheimisch. Der Mais hat das wärmere Amerika zu seinem Vaterlande, kam von dort nach den warmen und milden Klimaten der andern Weltteile. Aus Persien kam das Korn, von der Insel Kreta kam die Gartenkresse. Die Insel Cypern lieferte den Blumenkohl, der namentlich in Sizilien zu einer erstaunlichen Grösse heranwächst. Aus Asien kamen die Spargeln, aus Peru kam die Kapuzinerkresse, aus Nordamerika die Sellerie. Anis und Petersilie erhielten wir aus Egypten, Knoblauch aus Südeuropa. Die Schalottenzwiebel wird ihres feineren Geschmackes und wie der grossen Schärfe wegen immer mehr angebaut und wurde durch Kreuzfahrer aus dem Morgenlande nach Deutschland gebracht. Sibirien lieferte uns den Schnittlauch, der auch auf dem Säntis fortkommt. China gab uns den Rettig, Kreta die Zypresse, Italien den Sadewachholder, Ostindien den Hanf, Brasilien die Kartoffel, die so grosse Wohlthat für das menschliche Geschlecht. Tabak kam aus Amerika. Unsere Gärten wären öde Felder ohne die Pflanzenwanderung.

Den duftenden Jasmin verdanken wir Ostindien, den spanischen Flieder Persien. Konstantinopel und später Holland lieferten die Pracht der Hyacinthen, Kaiserkronen, Ranunkeln, Tulpen, welche uns die so grosse Mannigfaltigkeit der Farben, erstere durch den balsamischen Duft entzücken. Tunis verdanken wir die Sammetröschen, die Winteraster; Amerika die Passiflora und Amaryllis, die Wunderblume; Italien die Nelke, dem Orient die Anemone, Afrika das Geranium mit seinen prächtigen Farben und teilweise herrlichen Geruch. Die Aster kam aus China und Amerika, die Flockenblume aus Persien, der Amaranthus, die Zierde vieler Gärten aus Ostindien. Es ist begreiflich, dass noch viele andere Blumen gewandert sind, wie die Dahlien, Cactus und Camellien, Caceolarien, Lobelien Hahnenkamm u. s. f.

Auch die meisten Obstbäume verdanken wir dieser Pflanzenwanderung. Sie kamen ursprünglich aus dem Orient nach Griechland, von hier nach Italien und in die übrigen europäischen Länder. Die Aepfel- und Birnbäume hatten ihre Heimat in Syrien, Numidien und Griechenland; Aprikosen kamen von der Insel Epirus, Pflaumen aus Syrien. Durch Kreuzfahrer erhielten wir von Damaskus die Damaszenerpflaume, einem Römer verdankt man den Kirschbaum, der 73 v. Chr. nach Rom kam. Medien lieferte den Zitronenbaum, Asien den Oelbaum. Der Feigenbaum war ursprünglich in Asien zu Hause, kam dann nach Rom und Griechenland und später nach Frankreich. Aus Nordafrika uud dem Orient erhielten wir den Mandelbaum, der in Spanien, Italien und Frankreich vorzüglich gedeiht. Persien ist das Vaterland der Wallnuss. Eine der vorzüglichsten Birnensorten, die Bergamotte, haben wir aus der Türkei, aus der Tartarei die Rosskastanie. Der Pfirsich kam durch Kreuzfahrer nach Italien und Deutschland. China lieferte den Maulbeerbaum, Assyrien den Weinstock, die Normandie die normannischen Mostäpfel.

Was wäre doch unser Land ohne die interessante Pflanzen- und Samenwanderung, die immer noch fortdauert. Wie gäbe es sonst auf den Zinnen der Burgen Tännchen, auf den Apfelbäumen Misteln, in unangepflanzten Gegenden Wälder u. s. w.? (Landwirtschaftl. Wochenbl.)

## Wellingtonia gigantea im Yo-Semite-Thal in Californien.

In San Francisco lief vor einigen Jahren die Nachricht durch die Zeitungen, dass man dortselbst den grössten Baum der Welt gefällt, da er nach einem Leben von 4840 Jahren die ersten Spuren von Schwäche gezeigt habe; wie dann weiter berichtet wurde, dass in den hohlen Stamm sich bequem 800 Personen be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

wegen konnten, da mag gar mancher der Leser diese Notiz für eine echt californische Jagdgeschichte gehalten haben. Dennoch existieren diese Riesenbäume, die „big trees", unter welchem Namen man sie in ihrer Heimat kennt, leibhaftig. Schon auf dem Wege nach dem Yo-Semite-Thal trifft man viele Exemplare der bis zu 200 Fuss hohen, 6 Fuss im Durchmesser starken Tanne des „Red wood" an, dann folgen die eigentlichen Baumgiganten, die an 300 Fuss erreichen und bis 25 Fuss im Durchmesser haben. Sie wurden erst 1855 entdeckt und sind von der Regierung in Schutz genommen worden. Wie notwendig das war, davon kann man sich leicht überzeugen. In älterer Zeit haben die hier hausenden Indianer die mächtigen Naturwunder zum Teil zerstört; sie brannten grosse Höhlungen ein, die bequeme Hütten ergaben. In einer solchen konnten ganz gut an 16 Pferde stehen; durch eine andere konnte man hindurchreiten. Viele Bäume sind daher gestürzt und modern nur auf der Erde. Die Rinde wird bis zu 1 m stark, der Samenapfel oder Tannenzapfen ist einen Fuss lang. Die Bezeichnung „big tree" entspricht genau dem altindianischen Namen „Wah-Woh-Nah", der gleichfalls „dicker Baum" bedeutet. Am bekanntesten ist die englische Bezeichnung „*Wellingtonia*" geworden, der wissenschaftliche Amerikaner sagt *Sequoia gigantea*. Uebrigens führen diese Riesen, deren noch mehrere hundert vorhanden sind, jeder seinen Eigennamen. „*New York*" und „*Yorkshire*" eröffnen den Reigen, dann kommen die „*Anna, Mary, Faithful, Couple, Hamilton*", und der berühmte „*Grizly Giant*", welcher 70 Fuss Durchmesser hat. Die Bäume begannen aus der Erde zu spriessen, als in Egypten die Pyramiden gebaut wurden (3000 v. Chr.); sie besassen gewiss schon sehr stattliche Stämme als Abraham nach Kanaan zog, und waren 2000 Jahr alt, als König Salomo seinen Tempel errichtete. Zwischen den Riesen des ersten Ranges findet man unzählige des 2. und 3., welche bei dem tausendjährigem Alter an 200 Fuss Höhe und darüber erreichen. Den Baum bringt man bei uns im Winter gut durch; derselbe wurde erst 1833 nach Europa eingeführt. (Deutsche Gärtnerzeitung.)

### Geht die Vegetation in den Alpen zurück?

Martin hat bei seinem geologischen Aufnahmen in den Hochalpen in der Höhe über 1500 m einen deutlichen Rückgang beobachtet, ebenso de Mortillet in Savoyen und in der Grande Chartreuse, schliesslich Sommier in Sibirien. Früher gingen die Alpenrosen bis in die Höhe von 2350 m, jetzt trifft man sie selten über 2000 m und dann verkrüppelt. Birke, Erle, Vogelbeere, Zirbelkiefer kommen in gewissen gegen Norden gelegenen, feuchten Gebieten bis zu 2300 m hoch vor, aber sonst hören sie mit 1850 m auf. Die Buche erreichte sonst 1800 m, heute nur noch 1500 m. Aber auch in den tiefer gelegenen Beständen sind Veränderungen wahrzunehmen. Der Weinstock ist in Val Gourdemar von 1050 auf 850 m zurückgewichen. Die italienischen Pappeln sind oben fast alle abgestorben und in der Nähe von Gap (Hautes Alpes) sind die Mandelbäume im Absterben begriffen und die Obstbäume krank. Man fühlt sich fast versucht, die schlechten Weinjahre des letzten Jahrzehnts auch als Beweis anzuführen, doch treffen diese ja nicht allein die Alpengegend. Den Grund dieses Rückganges der Vegetation darf man nicht in der Abholzung suchen, denn er zeigt sich auch an unzugänglichen Stellen, wo von Abholzung keine Rede sein kann, und an gut überwachten Gebieten. Vielmehr muss der Grund in allgemeinen meteorologischen und physikalischen Erscheinungen gesucht werden. Und da ist zuerst an die Abnahme der Niederschläge zu erinnern, im Winter fällt weniger Schnee, im Sommer weniger Regen, und in Folge dessen schwinden die Gletscher, so dass die Pflanzen im Winter dem Erfrieren, im Sommer der Dürre ausgesetzt sind. Eine andere Frage ist freilich die nach der Ursache des genannten Witterungswechsels, und diese ist nicht kurzer Hand zu beantworten. (Frauendorfer Blätter.)

### Die Taschen- oder Narrenbildung der Pflaume,

hervorgerufen durch den Pilz *Exoascus Pruni*, tritt in manchem Jahre, wohl begünstigt durch anhaltend nasses Wetter, sehr häufig auf. Der aufmerksame Obstzüchter bemerkt auf seinen Pflaumenbäumen zwischen normal gebauten Früchten beteutend grössere, hell bis dunkelbraun gefärbte, welche im Inneren keinen Stein, sondern nur eine hellbraun gefärbte Höhlung enthalten. Diese abnormen Früchte, welche nie geniessbar werden, erhalten ihre eigentümliche Form durch das Wachstum des *Exoascus* und fallen ab, sobald aus dem Pilzgewebe dessen Sporen hervorwachsen und verstäubt sind. Letztere gelangen bei genügender Feuchtigkeit auf den Blättern und grünen Teilen des Pflaumenbaumes zur Keimung und bilden hier ein neues Pilzgewebe, welches den Winter über dauert und in der neuen Vegetationsperiode wiederum die geschilderte Krankheit hervorruft. Es scheint also dringend erforderlich, dass jeder Obstzüchter seine Pflaumenbaumbestände sorgfältig durchmustert und diese abnormen Früchte ungesäumt abpflücken und verbrennen lässt. Auch thut man gut, den Bäumen eine erhöhte Sorgfalt zukommen zu lassen, da gesunde Pflanzen den Einflüssen aller Schmarotzer beteutend besser widerstehen als kranke. (Illustr. Prakt. Blätter.)

### Unkräuter und Menschen.

Die nordamerikanischen Indianer nennen den europäischen grossen Wegenbreit (*Plantago major*), diese bei uns überall vorkommende und sich breit machende Pflanze, ganz treffend „die Fusstapfen der Bleichgesichter". Es ist dies eine wirklich sehr sinnreiche und auf ungemein scharfsinnige Beobachtung sich gründende Bezeichnung. Wo nämlich jemals in der nordamerikanischen Wildnis die Hütte eines Europäers steht oder gestanden hat, da findet man auch sicher jene Pflanze, die sonst nirgends in Amerika

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

vorkommt. Durch diese Thatsache wird nur von Neuem die allgemeine Erfahrung erhärtet, dass den Pflanzenzügen oder der Verbreitung der Kulturgewächse auch das Unkraut in derselben Weise folgt, wie den Völkerzügen das Gesindel der Marodeure und Nachzügler. Noch heute bezeichnen gewisse Unkräuter genau jene Stellen, wo die während des Mittelalters in Europa eingedrungenen Völker ihren Zug genommen oder längere Zeit gelagert haben. Und späterhin sind, speciell den Deutschen, hinüber in die neue Welt die Klette und die Brennnesel gefolgt. Nach Südamerika hat die Einwanderung aus Europa die dort fremden Pflanzen Borretsch, Storchschnabel, Ackerstiefmütterchen und Ackerkamille gebracht. Und dasselbe ist der Fall in Neu-Seeland und auf dem australischen Festlande. In der nämlichen Weise ist auch der Stechapfel den Zigeunerzügen aus Asien nach ganz Europa und von dort nach Nordamerika gefolgt. Denn die Zigeuner bereiteten bekanntlich aus dem giftigen Samen dieses Gewächses ein berauschendes, alle ähnlichen an giftiger Wirkung übertreffendes Getränk und führten daher stets Samenkapseln des Stechapfels auf ihren Zügen mit sich.

(Auf dem Lande.)

### Geruch der Ackererde.

Nach den Verhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften hat der berühmte Chemiker Berthelot den Ursprung des Geruches der nassen Ackererde entdeckt. Der Geruch rühre von einem kampferartigen Körper her, welchen zu analysiren noch nicht gelang, und zwar wegen der Schwierigkeit der Beschaffung einer genügenden Menge desselben. So viel soll aber feststehen, der Körper gehört zu den starkriechenden. Es ist nämlich der Geruch eines Drillionstels Milligramm bereits wahrnehmbar. Moschus ist also gar nichts dagegen.

(Oesterr. landw. Wochenblatt.)

### Gemütsbewegung bei Tieren.

Das Zirkus-Pferd »Black-Beauty« hatte den Fuss verstaucht und konnte nicht gehen. Es wurde, da der Zirkus den Ort verlassen wollte, in einem Stalle einer Gastwirtschaft untergebracht, wo es bis zu seiner Heilung verbleiben sollte. Der Fuss wurde mit einer Bandage versehen und es wurde dem Pferde so behaglich als möglich gemacht. Es schmeckte ihm der Hafer und es schien, als ob es ganz zufrieden sei. Um Mitternacht begann der Zirkus aufzubrechen. Black-Beauty ward unruhig, stampfte und wieherte. Als aber der Zug sich der Gastwirtschaft vorbei bewegte, schien das Pferd zu begreifen, dass es verlassen sei und seine Angst und Aufregung war zum Erbarmen. Es spitzte seine Ohren und horchte in gespanntester Aufmerksamkeit, als aber sein Ohr auf den abziehenden Wagen Stimmen vernahm, sprang es, so gut es vermochte im Stalle umher, drückte mit dem Kopfe gegen die Thür und versuchte auf alle Weise hinauszukommen. Der Stallknecht, der dem Pferde fremd war, suchte es zu beruhigen, aber alles vergeblich. Das verlassene Pferd wollte von keinem Troste wissen, nur hinaus, nur mitziehen mit den Kameraden! Je schwächer nur noch die Töne von dem abziehenden Zirkus zu seinem Ohr drangen, je mehr wuchs seine Aufregung. Sein ganzer Körper zitterte und war in Schweiss gebadet, Der Stallknecht weckte den Eigentümer des Geweses und meinte, das Pferd würde sterben, wenn nicht einige Zirkus-Pferde zurückgebracht würden, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Wirt ritt gegen Anbruch des Tages dem Zirkus nach, den er, als er einige Meilen geritten, einholte, und brachte den Stallknecht, mit dem das verletzte Pferd bekannt war, mit ihm zurück. Als sie zu dem Stalle kamen, war Black-Beauty tot. Der Knecht berichtete, dass das Pferd, nachdem es gegen eine Stunde ganz still gewesen niedergefallen und sich kaum mehr gerührt habe. Der Tierarzt stellte fest, dass das Pferd in Folge grenzenloser Angst und Aufregung gestorben sei. — Der Groom weinte um seinen Liebling, der seine Liebkosungen nicht mehr vernahm.

(Schleswig-Holsteinische Blätter für Geflügelzucht etc.)

### Die schwarzköpfige Grasmücke.

*Sylvia atricapilla.* (*L.*)

Mönchsgrasmücke, Mönch, Plattenmönch, Schwarzplättl, Schwarzkappe, Klosterwenzel, Pfaff, schwarzköpfiger Sänger, Schwarzkopf. Männchen: Oberseite olivengrün, unten hellgrau, am Bauche weisslich, Kopfplatte schwarz; Weibchen und junger Vogel: Kopfplatte rotbraun. Länge 14,3 Ctm. Diese Grasmücke findet sich in ganz Europa, den höchsten Norden und äussersten Süden ausgenommen, und ist in Deutschland und in der Schweiz ein häufig vorkommender Vogel. Sie bewohnt die Laubholzwälder mit dichtem Unterholz, die Baumgärten bei Dörfern und Städten, mit Gebüschen besetzte Flussufer etc. Sie ist ein Zugvogel, kommt in der Mitte des Aprils und verlässt uns im September, wie die Gartengrasmücke.

Sie nistet überall in die Gebüsche der Gegend wo sie sich aufhält. Die Materialien des Nestes sind dürre Hälmchen und feine Würzelchen. Die Eier, welche man Ende April findet, etwa fünf an der Zahl, sind gelbbräunlich oder rötlichweiss mit mattbraunen Zeichnungen. Der Schwarzkopf lebt mit anderen ihn umgebenden Vögeln stets im Frieden und hat wenig Scheu vor den Menschen. Wenn er etwas Auffallendes sieht, zackt er ein wenig mit dem Schwanze und stellt sein Kopfhäubchen. Seine Nahrung besteht aus allen nur erdenklichen kleinen Insekten, Räupchen, Fliegen, Käfern etc. Wenn es reife Beeren giebt, so werden diese bald seine Hauptnahrung. Sein Gesang ist einer der lieblichsten und angenehmsten unter allen Sängern zu nennen. Er besteht aus einem Piano und einem Forte, welches letztere man ihren Ruf nennt. Das Piano ist sehr melodisch und abwechselungsvoll, der Ruf ist sehr stark und flötenartig.

(Thier-Börse.)

Verantwortlicher Redakteur Friedr. Huck. Druck und Verlag von J. Frohberger in Erfurt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

# ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Erfurter botanische und naturwissenschaftliche Blätter

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: 1891

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Zur Pflanzenbeschreibung (Fortsetzung) 29-32